

# Buchbesprechungen

Roland Borgards (Gießen)

Georg Eckardt/ Matthias John/ Temilo van Zantwijk/  
Paul Ziche: *Anthropologie und empirische Psychologie  
um 1800. Ansätze einer Entwicklung zur Wissenschaft.*  
Köln/ Weimar/ Berlin: Böhlau 2001, 247 S.

Die Kulturwissenschaft ist in der literaturgeschichtlichen Forschung angekommen. Dies zeigt sich zum einen daran, daß die Skeptiker eines *cultural turns* im Flüsterton die ungeliebte kulturwissenschaftliche Terminologie übernehmen – und so ihren alten Wein mitunter recht erfolgreich und folgenreich in neue Schläuche retten. Es zeigt sich zum anderen daran, daß der kulturwissenschaftliche Blick auf die Literatur in die Phase einer Binnendifferenzierung eingetreten ist – und dies sowohl in thematischer als auch in methodischer Hinsicht. Als ein solch thematisch eigenständiger Bereich präsentiert sich dem kulturwissenschaftlich arbeitenden Literaturhistoriker die Wissenschaftsgeschichte.

Die methodische Binnendifferenzierung ist auch auf diesem Feld zu beobachten. Denn wo Literatur- und Wissenschaftsgeschichte gemeinsam verhandelt werden, da stellt sich Frage nach dem eigentümlichen Verhältnis von Kunst und Wissenschaft, eine Frage, die angefangen mit Wilhelm Diltheys Trennung der Geistes- von den Naturwissenschaften über Charles Percy Snows *zwei Kulturen* bis hin zu Odo Marquardts Kompensations- these meist defensiv gwendet

wurde. Doch vergleicht man die avancierteren literaturwissenschaftlichen Antworten auf diese Frage, dann lassen sich zumindest zwei offensive Optionen erkennen. Entweder gilt die Aufmerksamkeit den spezifisch literarischen Umgangsformen mit wissenschaftsgeschichtlich bedeutsamen Entwicklungen. So entsteht z. B. um 1800 eine wissenschaftliche Anthropologie und zeitgleich eine literarische Tonlage, die von Literaturwissenschaftlern wie Hans-Jürgen Schings, Helmut Pfotenhauer oder Manfred Riedel unter dem Titel einer „literarischen Anthropologie“ verhandelt wird. Oder aber die Aufmerksamkeit gilt den diskursiven Regularien, die von literarischen wie wissenschaftlichen Texten befolgt und in ihrem Vollzug zugleich performativ gesetzt werden. Aus dieser Perspektive – an ihr arbeiten Literaturwissenschaftler wie Joseph Vogl, Stefan Rieger oder Harald Neumeyer – zeigt sich die anthropologische Wissenschaft um 1800 als mediales und diskursives Apriori, unter dessen Vorgabe Literatur und Wissenschaft in einer konzentrierten Aktion einen neuen Gegenstand, den modernen Menschen, aus der Taufe heben.

In dieser Situation kommt den kulturwissenschaftlich orientierten Literaturhistorikern der wissenschaftsgeschichtliche Aufriß gerade recht, den die Autoren Georg Eckardt, Matthias John, Temilo van Zantwijk und Paul Ziche zur *Anthropologie und empirischen Psychologie um 1800* bieten. Die Autoren vertreten „die These, daß sich ab 1790 die Tendenz einer Verselbständigung der Psychologie zu einer empirischen Wissenschaft abzeichnet“ (S. 2 f., vgl. auch SS. 22, 71, 131, 168, 223). Die Beweislast für diese These verteilt das Autorenkollektiv – eine Projektgruppe des Jenaer SFB „Ereignis Weimar-Jena“ – auf viele Schultern, d. h. auf viele Texte, und verläßt damit dankenswerter Weise den ausgetretenen Anthropologenpfad der kanonischen Drei zwischen Platner, Moritz und Kant. So hört man von Wolff-Adepten wie Joachim Georg Darjes oder August Heinrich Ulrich und Kant-Nachfolgern wie Johann Gottfried Christian Kiesewetter, Carl Christian Erhard Schmidt oder Jakob Friedrich Fries, und so wird bei den anthropologischen Zeitschriften nicht einfach auf Moritz verwiesen, sondern kommen auch Sammlungen wie das *Journal für Menschenkenntniß, Menschenerziehung und Staatenwohl* von Friedrich Ernst Kirsten und Johann Adolf Jacobi oder das *Psychologische Magazin* von Johann Gottlob Heynig zur Sprache.

Den Einstieg in den Gang der Argumentation liefert van Zantwijk mit seinen „Erläuterungen zum intensionalen Umfangsbegriff“ (S. 20) in der vor- und nachkantischen Tradition. Dieser Einstieg über Kant in die Frage nach Anthropologie und empiri-

scher Psychologie um 1800 erscheint nur auf den ersten Blick konventionell. Denn van Zantwijk setzt weder bei Kants Polemik gegen die empirische Psychologie noch bei dessen Anthropologie in pragmatischer Hinsicht an, sondern beim „Kanon-Begriff der Logik“ (ebd.). Hier kommt Zantwijk zu dem so überraschenden wie erhellenden Befund, daß die „Repsychologisierung der kantischen Logik bei Kiesewetter, Schmid und Fries“ (S. 21) nicht, wie zu erwarten wäre, mit Kants Kritik an der Logik Christian Wolffs kollidiert. Dabei klingt Kants Kritik an Wolff zunächst radikal antiempiristisch. Während Wolff die realen Gründe für die Dinge mit deren logischen Gründen und deshalb auch empirische Psychologie und Logik gleichsetzt, unterscheidet dagegen Kant strikt die Mechanismen, in denen sich das Denken empirisch vollzieht, von den Prinzipien, nach denen es apriori funktionieren kann und soll. Doch wenn Kant die empirische Psychologie aus der Logik verbannt, dann – so Zantwijk – nur in metaphysikkritischer Absicht, nicht jedoch, weil er den Nutzen der empirischen Psychologie für die Logik und deren Didaktik mißachten würde. Aus dieser Konstellation heraus können die Kant-Nachfolger die empirische Psychologie wieder in die Logik einführen. Der Punkt, an dem – ausgerechnet! – Kant der Verselbständigungstendenz der empirischen Psychologie Vorschub leistet, liegt damit nicht in seiner Anthropologie, sondern in seinen Vorlesungen zur Logik.

Transzendentalphilosophie und empirische Psychologie um 1800 bilden also keine destruktive Konkur-

renz aus, wie es im Rückblick auf den Deutschen Idealismus immer wieder behauptet wurde. Vielmehr strukturieren sie gemeinsam den Wissenschaftsbetrieb neu. Die Nähe und Komplementarität transzendentaler und empirischer Ansätze, die van Zantwijk philosophiegeschichtlich an der Logik Kants exemplifiziert, kann Ziche mit universitätsgeschichtlichem Blick auf die Vorlesungsverzeichnisse von Jena, Halle, Leipzig und Göttingen materialreich belegen. Über alle lokalen Differenzen hinweg werden in unzähligen Vorlesungen empirische Psychologie und kantische Philosophie gemeinsam abgehandelt. Das geht mitunter – z. B. bei dem Jenaer Johann Gottlieb Heinrich Heusinger – so weit, daß diese beiden Elemente in ein wechselseitiges Begründungsverhältnis geraten; so „wird Kant [...] zur Grundlage für eine Einführung in die Wissenschaften und ihr Studium, wobei wiederum Psychologie als Einführung zu Kant dient“ (S. 78). Im akademischen Unterricht – vor allem seit den 80er Jahren des 18. Jahrhunderts – werden die Konturen eines empirisch-transzendentalen Doppelwesens sichtbar, die Konturen des neuen Menschen.

Van Zantwijk und Ziche liefern damit philosophie- und universitätshistorische Belege für die These Michel Foucaults, daß sich die Humanwissenschaften um 1800 vor ihrer disziplinären Ausdifferenzierung um den Menschen als transzendental-empirische Doublette herum etablieren.<sup>2</sup> Aber es bleibt offen, ob sie die-

se Belege überhaupt liefern wollen, denn Foucault bleibt unerwähnt. Das beeinträchtigt zwar keineswegs den Gang der Argumentation. Doch gerade hinsichtlich der Frage einer sich etablierenden psychologischen Wissenschaft hätte eine Stellungnahme zu Foucaults Thesen – möge diese nun zustimmend oder ablehnend ausfallen – aufschlußreich sein können.

Auf universitätsgeschichtlicher Ebene jedenfalls kann Ziche zeigen, daß Anthropologie und empirische Psychologie um 1800 zwar noch einen „prädisziplinären Status“ (S. 86 u. öfters) haben, daß jedoch gleichwohl schon eine Tendenz zur Disziplinenbildung einsetzt. An diesen Befund schließt John an, der nicht die Wissenschaft, sondern die Wissenschaftler, nicht die Psychologie, sondern die Psychologen in den Blick nimmt. Denn es scheint tatsächlich ein Kriterium für die voranschreitende disziplinäre Verselbständigung zu sein, wenn etwa Christoph Gottlob Weidenbach dem *Geschäft des Psychologen* im Jahre 1806 eine eigene Abhandlung widmet oder der „Psycholog“ aus Ludwig Tiecks gleichnamiger Erzählung schon 1796 über den eigenen Berufsstand der Psychologen sagen kann: „denn sie sind jetzt nicht mehr so selten wie ehemals“. Genau bei dieser Herausbildung eines berufsspezifischen Rollenverständnisses scheint das komplementäre Miteinander von Transzendentalphilosophie und empirischer Psychologie an sein Ende zu kommen. Was sich in der Theoriebildung noch einander ergänzt, das

<sup>1</sup> Im folgenden zitiert mit Seitenangaben in Klammern.

<sup>2</sup> Vgl. Michel Foucault: Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften. Frankfurt a. M. 1974.

führt in der beruflichen Praxis – doch erst hier! – zu einem handfesten Kompetenzgerangel. Ersichtlich wird dies bei der Frage, in wessen gutachterliche Zuständigkeit das juristische Problem der Zurechnungsfähigkeit fällt. Kant sieht hier eine Aufgabe für den Philosophen; Johann Christoph Hoffbauer hingegen plädiert in seiner *Gerichtlichen Arzeneywissenschaft nach ihrem psychologischen Theile* dafür, daß der Staat „öffentlich eigentliche Psychologen anstellen“ (S. 123) sollte. Das Beispiel der forensischen Psychologie ist gut gewählt – weil es mehr ist als ein bloßes Beispiel. Denn die Bildung und Institutionalisierung einer eigenständigen psychologischen Disziplin hängt eng mit den fundamentalen Transformationen zusammen, die im Umgang mit der Delinquenz in der Zeit zwischen 1760 und 1840 zu beobachten sind. Wo nicht mehr die Tat, sondern der Täter den Gegenstand juristischer Verfolgung bilden, wo die Strafe weniger auf den Körper und mehr auf die Seele des Verbrechens zielt, da bedarf es eines neuen Sets an Wissenstechniken und Machtpraktiken. Im Zentrum dieser neuen Praktiken steht die Psychologie.

Ein zweites Mal untermauern die Autoren damit eine der – durchaus umstrittenen – Thesen Foucaults<sup>3</sup>, ohne ein Wort darüber zu verlieren. Und wieder gilt: Wenn auch die stimmige Konsequenz des Gedankengangs vom ausbleibenden Wort zu Foucault unberührt bleibt, so hätte es doch Hinweise geben können zur Position des Buches in den aktuellen, auch vom Jenaer SFB „Ereig-

nis Weimar-Jena“ befeuerten Debatten zur Zeitenwende „um 1800“.

Dem Berufstand des Psychologen entspricht im disziplinären Ausdifferenzierungsprozeß eine eigenständige Zeitschriftenkultur, die Eckardt und John zunächst in ihrer beeindruckenden Breite präsentieren. Ausgangspunkt bildet Moritz' *Magazin zur Erfahrungsseelenkunde*, den Rahmen liefert ein Überblick über 22 psychologisch-anthropologische Periodika um 1800, der Zielpunkt der Untersuchung liegt in den Journalen, die Schmidt, Kirsten/Jacobi und Heynig im Raum Weimar-Jena veröffentlichten. Dieses Verfahren überzeugt, insofern es erstens dem Leitwert von Moritz' *Magazin* gerecht wird, zweitens dessen Allein- und Allgemeingültigkeit durch den Blick auf 21 Mitsreiter relativiert und drittens in Detailstudien das elaborierte und avancierte Format der breiten Zeitschriftenkultur einsichtig macht. Den wichtigsten Zweck der Journale und Magazine sehen John und Eckardt dabei in der „Popularisierung erfahrungsseelenkundlichen Denkens“ (S. 133), der entscheidende Effekt liegt für sie in der disziplinären „Verselbständigung der Psychologie“ (S. 169).

An dieser Stelle der Argumentation lohnt meines Erachtens der Blick auf eine alternative Lesart der anthropologischen Zeitschriftenproduktion. Denn gerade an Moritz' *Magazin* ließe sich zeigen, daß es neben der Popularisierung erfahrungsseelenkundlichen Denkens auch um die Medialisierung erfahrungsseelenkundlicher Daten geht, um Sprache,

<sup>3</sup> Vgl. Michel Foucault: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt a. M. 1976.

Schrift, Druck. Die empirische Psychologie erhebt mit ihren Zeitschriften, mit ihrer fast maßlosen Verschriftungs- und Sammelwut von menschlichen Einzelfällen das Archiv zum anthropologischen Apriori. Ein Effekt dieser Medialisierung ist nicht nur die Verselbständigung der Psychologie, sondern zugleich eine Normalisierung der Psyche. Wie solch eine Normalverteilung im offenen Sammeln von Einzelfällen entsteht, gibt Moritz in seinem *Vorschlag zu einem Magazin einer Erfahrungs-Seelenlehre* präzise an: „Aber wie soll ein solches Werk jemals vollendet werden? – Dann ist es vollendet, wenn alle Ausnahmen bemerkt sind, wenn die Fakta sich immer so einfinden, daß sie keine Ausnahme mehr von der Regel machen.“<sup>4</sup> Die anthropologische Normalverteilung – und darin liegt eine epochale Neuerung der Anthropologie um 1800 – arbeitet nicht mit der scharfen Differenz von Regel und Ausnahme, von moralischer Norm und amoralischer Übertretung. Vielmehr gibt es in ihr nur unterschiedliche Nähegrade zur Normalität. Individualität wird damit definiert als ein flexibles Spiel mit dem Normalen und dem Extravaganten. So geht um 1800 aus der Schrift, aus dem Archiv die Psyche als eine normalisierte hervor.

Diese alternative Lesart der anthropologischen Zeitschriftenschwemme um 1800 verdankt sich offenbar einer literatur- und mediengeschichtlichen Perspektive. Eine entsprechende Alternative ergibt sich auch gegenüber den Überlegungen zur „Methodolo-

gie der Erfahrungsseelenlehre“ (S. 188), mit denen der Band schließt. Nach John und van Zantwijk zerlegt die methodische Reflexion – etwa bei Christian Gottfried Schütz oder dem kriminalpsychologisch argumentierenden Johann Christian Gottlieb Schaumann – den Prozeß psychologischer Beobachtung in drei Schritte: erstens einzelfallbezogene Selbstbeobachtung, zweitens einzelfallbezogene Fremdbeobachtung und drittens schließlich die Generalisierung der Einzelfallbeobachtung zu allgemeinen Gesetzmäßigkeiten. Schon die ersten beiden Schritte führen in methodische Schwierigkeiten, insofern der Vorgang der Beobachtung immer verfremdend auf den Gegenstand der Beobachtung einwirkt. Letztlich ungelöst bleibt in der empirischen Psychologie um 1800 für John und van Zantwijk jedoch nur „das allgemeinere Problem, [...] wie Einzelaussagen zu gültigen allgemeinen Aussagen generalisiert werden können“ (S. 192). Auch hier wäre aus einer mediensensiblen Perspektive zu erwägen, ob nicht das Verfahren selbst – Schrift, Druck, Magazin, Archiv – als Lösung einspringt.

Um mehr zu sein als eine gewagte Hypothese, hätte solch eine alternative Lektüre allerdings zunächst die ausgedehnte Materialarbeit auf sich zu nehmen, die Eckardt, John, van Zantwijk und Ziche für ihre Fragen so vorbildlich geleistet haben. Erst dann wären ihren – unbedingt lesenswerten – Ausführungen zu philosophie-, universitäts-, berufs-, publikations- und methodengeschichtlichen Aspekten einige medien- und litera-

<sup>4</sup> Heide Hollmer/ Albert Meier (Hgg.), Karl Phillip Moritz: Werke in zwei Bänden, Frankfurt a. M. 1999, Bd. 1, S. 798.

turtheoretische Erwägungen an die Seite zu stellen. Inwiefern solche medienorientierten Analysen wissenschaftsgeschichtlich bestehen können und ob wissenschaftsgeschichtli-

che Arbeiten ihrerseits aus Medien- und Literaturanalysen Nutzen ziehen können und wollen, bleibt eine Frage an die Zukunft.